

Katharina Walgenbach
Gabriele Dietze
Lann Hornscheidt
Kerstin Palm

Gender als interdependente Kategorie

Neue Perspektiven auf Intersektionalität,
Diversität und Heterogenität

2., durchgesehene Auflage

Verlag Barbara Budrich



Gender als interdependente Kategorie

Katharina Walgenbach • Gabriele Dietze
Lann Hornscheidt • Kerstin Palm

Gender als interdependente Kategorie

Neue Perspektiven auf Intersektionalität,
Diversität und Heterogenität

2., durchgesehene Auflage

Verlag Barbara Budrich
Opladen, Berlin & Toronto 2012

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2007, 2012 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-86649-496-1

eISBN 978-3-86649-594-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de

Inhaltsverzeichnis

<i>Gabriele Dietze, Lann Hornscheidt, Kerstin Palm, Katharina Walgenbach</i>	
Einleitung	7
 <i>Katharina Walgenbach</i>	
Gender als interdependente Kategorie	23
 <i>Lann Hornscheidt</i>	
Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen. Aspekte sprachlicher Normalisierung und Privilegierung.	65
 <i>Gabriele Dietze, Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis</i>	
„Checks and Balances.“ Zum Verhältnis von Intersektionalität und Queer Theory	107
 <i>Kerstin Palm</i>	
Multiple Subjekte im Labor? Objektivismuskritik als Ausgangsbasis für interdependenztheoretische Theorie und Praxis der Naturwissenschaften	141
 Gemeinsames Literaturverzeichnis	167
 Autor_innen	191

Einleitung

Im Buchprojekt „Gender als interdependente Kategorie“¹ geht es um die Frage, wie Kategorien sozialer Ungleichheiten, Marginalisierungen und Normalisierungen, etwa Gender, Ethnizität, ‚Rasse‘, Sexualität, Klasse/Schicht, Nation, Alter, Religion, Lokalität in analytisch produktiver Weise zusammengedacht werden können. In den *Gender Studies* wird diese Frage zur Zeit vor allem unter den Termini Intersektionalität oder Interdependenzen verhandelt, in anderen Kontexten werden Begriffe wie Heterogenität, Diversity oder Vielfalt verwendet. In einer globalisierten Welt werden damit wichtige Herausforderungen an Politik, Bildung, Recht, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft formuliert.

Unsere Beiträge gehen davon aus, dass die *Gender Studies* im Verbund mit weiteren Ansätzen, die emanzipatorische Ansprüche erheben, wie den *Queer Studies*, *Critical Race Studies* und kritischen Interventionen aus Soziologie, Sprachwissenschaften oder Naturwissenschaftsforschung für diese Debatten wichtige Impulse liefern. Die Beiträge möchten eine theoretische Reflexion der Diskussionen über Intersektionalität anbieten bzw. Interdependenzen aus der Perspektive unterschiedlicher Fachdisziplinen sowie disziplinübergreifender Ansätze beleuchten. Darüber hinaus versteht sich das Buchprojekt als eine Intervention in derzeitige Debatten zur Intersektionalität insbesondere bezüglich der Konsequenzen für politisches Handeln als auch hinsichtlich eines kritisch-reflektierten Sprachgebrauchs.

Zentral werden in dieser Publikation die folgenden Fragen diskutiert: Welche Modelle sind geeignet, um Konzepte von Intersektionalität bzw. Interdependenzen zu theoretisieren? Inwieweit zwingen sprachliche, gesellschaftliche und kognitive Mechanismen, von bestimmten Kategorienformationen auszugehen, und welche Natürlichkeitsvorstellungen werden damit re/produziert? Wie könnten normkritische Theorieangebote wie *Queer Theory* für die Diskussion über Intersektionalität bzw. Interdependenzen produktiv gemacht werden? In welcher Weise hat der *Gender-and-Science*-Bereich zur Entwicklung von Interdependenzkonzepten beigetragen und wie kann die naturwissenschaftliche Praxis davon profitieren? Und schließlich: Inwieweit müssen Vorannahmen, Konzepte und Perspektiven, auf die Vertreter_innen der bisherigen Intersektionalitätsdebatte zurückgreifen, einer kritischen Betrachtung unterzogen werden?

1 Wir danken Alyosxa Tudor und Katharina Zilles für die organisatorische Unterstützung bei der Erstellung der Endversion des Buches.

1. Vielfalt, Heterogenität, Diversity, Intersektionalität, Interdependenzen

In der gegenwärtigen Debatte lassen sich unterschiedliche Begriffe zur Beschreibung und Problematisierung des Zusammendenkens sozialer Kategorien und Marginalisierungen identifizieren. In der Pädagogik finden sich Begriffe wie *Vielfalt* oder *Heterogenität*. Ein klassisches Beispiel ist Annedore Prengels *Pädagogik der Vielfalt* (1993), mit der die Autorin emanzipatorische Impulse aus der Integrationspädagogik, feministischen Pädagogik und interkulturellen Pädagogik zusammenführt. Neben den Ungleichheitsfaktoren Geschlecht, Schicht, Behinderung oder Migrationshintergrund werden in den Erziehungswissenschaften auch andere sozial relevante Dimensionen von Differenz diskutiert wie heterogene Altersgruppen, interkulturelle Lernprozesse oder unterschiedliche Lerngeschwindigkeiten und Sprachkompetenzen (vgl. Lutz/Wenning 2001).

Der Begriff *Diversity* wird primär im Kontext von Globalisierung und Internationalisierung von Unternehmen verwendet und vereint unterschiedliche Implikationen: Im betriebswirtschaftlichen Kontext ist *Diversity Management* in erster Linie eine Methode, ‚Humanressourcen‘ optimal zu nutzen. Dabei geht es dem Unternehmen z.B. um die Verwertung der Verschiedenheit ihrer Mitarbeiter innen zur Optimierung von Werbekonzepten oder Produktentwicklungen. Unter *Diversity* werden dabei nicht nur soziale Positionierungen verstanden, die traditionell mit Ungleichheit verbunden sind (z.B. Geschlecht, sexuelle Orientierung oder ‚Rasse‘), sondern auch unternehmensrelevante Unterschiede wie Dauer der Firmenzugehörigkeit, unterschiedliche Denk- und Arbeitsweisen, Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Standorten oder Unternehmensbereichen (Stuber 2004, 17). Ähnlich wie das Konzept *Gender Mainstreaming* wird der Begriff *Diversity* durchaus unterschiedlich adaptiert. In Betrieben, pädagogischen Institutionen und Politikfeldern werden mitunter traditionell gleichstellungspolitische bzw. gerechtigkeitsorientierte Konzepte unter diesem neuem Label präsentiert. Vor allem jenseits wirtschaftlicher Kontexte ist es deshalb ratsam, differenziert nach der jeweiligen Auslegung des *Diversity*-Begriffs zu fragen.

In der deutschsprachigen Gender-Studies Debatte setzt sich zunehmend der Begriff *Intersectionality* bzw. Intersektionalität durch. Der Terminus *Intersectionality* wurde international besonders von Kimberlé Crenshaw geprägt. Die U.S.-amerikanische Rechtswissenschaftlerin beeinflusste nicht allein feministische Debatten, sondern auch Forschungsfelder der *Critical Race Theory*, *Feminist Legal Theory* und Menschenrechtsdebatten. Ihre Begriffsintervention *intersections* wurde mitunter kritisiert, weil damit die Vorstellung einer Kreuzung nahegelegt wird, an der unterschiedliche Machtachsen zusammentreffen. Gegen diese Metapher ließe sich einwenden, dass

Machtverhältnisse *jenseits* der Kreuzung scheinbar unbeeinflusst voneinander existieren.² Produktiv am Ansatz ist, dass der Terminus *Intersectionality* zunächst deutungsoffen bleibt, denn er sagt noch nichts darüber aus, *was* sich jeweils kreuzt: Kategorien, Machtachsen, Identitäten. Er ist somit flexibel nutzbar.³ In dem Beitrag von Katharina Walgenbach wird Crenshaws Konzept ausführlich dargestellt und diskutiert und auf die politischen, nationalen und disziplinären Kontexte, die in der Kritik an Crenshaws Modell oft übersehen werden, hingewiesen.

Weitaus weniger gebräuchlich als der Terminus Intersektionalität ist in deutschen feministischen Debatten der Begriff *Interdependenzen* (z.B. Weiß et al. 2001, 22; Lorey 2006, 62; El-Tayeb 2003, 129).⁴ Als Autorinnenkollektiv dieses Bandes haben wir uns für die Verwendung dieses Begriffs entschieden, da die Verbindung von *inter* (zwischen) und *Dependenz* (Abhängigkeit) deutlich macht, dass der Fokus des Begriffs auf der Konzeptualisierung wechselseitiger und nicht monodirektionaler Abhängigkeiten liegt. Damit werden *Beziehungen* von Ungleichheit bzw. Marginalisierungen in den Vordergrund gestellt, während Intersektionalität im Sinne Crenshaws sich auf bestimmte Sektionen oder Schnittmengen konzentriert und somit tendenziell von isolierten Strängen ausgeht.

Doch wie die Beiträge von Katharina Walgenbach und Lann Hornscheidt zeigen, kann auch der Terminus Interdependenzen die Vorstellung ‚distinkter Kategorien‘ implizieren, sofern diese als ‚miteinander verwoben‘ oder ‚sich gegenseitig beeinflussend‘ gedacht werden. Aus diesem Grund wird der Vorschlag entwickelt, Gender *als* interdependente Kategorie zu fassen. Mit dem Begriff Interdependenzen werden folglich nicht mehr wechselseitige Interaktionen *zwischen* Kategorien gefasst, vielmehr werden soziale Kategorien *selbst* als interdependent konzeptualisiert. In der Konsequenz bedeutet dieser Vorschlag, dass auch die Kategorien Klasse, Ethnizität oder Sexualität als interdependente Kategorien gedacht werden müssen. Diese Perspektive weist über die *Gender Studies* hinaus und kann allgemein für Forschungen zu Ungleichheit, Marginalisierung und Privilegierung produktiv gemacht werden.

2 Kritisch siehe z.B. Haschemi Yekani/Hzán et al. 2008; alternativ wird daher mitunter in angloamerikanischen Debatten von *interlocking systems of oppression* gesprochen.

3 Neben der Theoretisierung von Differenzen kann Intersektionalität auch als Methode ausgelegt werden, im Sinne einer analytischen Anleitung für empirische Untersuchungen (vgl. McCall 2005).

4 Der Terminus ‚Interdependenzen‘ ist allerdings auch in anderen disziplinären Kontexten gebräuchlich wie z.B. in den Politikwissenschaften in Bezug auf internationale Arbeitsteilungen oder in den Kommunikationswissenschaften hinsichtlich interpersonaler Beziehungen.

2. Institutionelle Konsequenzen einer interdependenten Perspektive

Für die *Gender Studies* wirft die Debatte über Interdependenzen eine Reihe institutioneller Fragen auf: Wie kann die interdependente Perspektive in die Curricula der *Gender Studies* integriert werden? Welche Konsequenzen ergeben sich aus der Interdependenzen-Debatte für die eigene Personalpolitik? Sollten *Gender Studies* sich besser in *Difference Studies* umbenennen? Was würde eine solche Umbenennung für die hart erkämpften Ressourcen von Frauen an Universitäten bedeuten, wenn Gender nicht mehr das zentrale Merkmal möglicher *Difference Studies* darstellt?⁵

Im internationalen Vergleich liegt Deutschland in der akademischen Institutionalisierung von Geschlechterstudien sowohl zeitlich als auch hinsichtlich der Verfügbarkeit über Ressourcen zurück. Während in den USA die Diskussion über Interdependenzen seit Jahrzehnten in den *Women's-* und *Gender-Studies*-Programmen der Universitäten auf hohem Reflexionsniveau ausgetragen wurde und wird, gründete sich der erste deutsche Vollstudiengang Geschlechterstudien erst 1997 an der Humboldt-Universität zu Berlin. Diese späte institutionelle Etablierung kann für unsere Fragestellung als Vorteil oder auch als Herausforderung gewertet werden. Der Vorteil bestand darin, dass die Kategorie *Gender* schon mit anderen Kategorien der Benachteiligung in Verbindung gebracht worden war. Die Herausforderung war, dass damit implizit gewusst wurde, dass bereits die Setzung ‚Geschlechter‘- oder ‚Gender‘-Studien eine Verkürzung auf nur *eine* Kategorie sozialer und kultureller Ungleichheit bedeutet. So gab es an der Humboldt-Universität zu Berlin auch Stimmen, die dafür plädierten, sofort mit ‚Differenz‘-Studien zu beginnen, damit Gender nicht schon zu Beginn des Projekts in der Gewichtung privilegiert wird (Hornscheidt/Jähner/Schlichter 1998; Bußmann/Hof 2005). Dazu ist es bisher nicht in nennenswertem Umfang gekommen, vielmehr haben sich inzwischen an diversen deutschen Universitäten unterschiedliche Studiengänge mit dem Namen „Geschlechterstudien/Gender Studies“ etabliert.

In diesem Zusammenhang ist auf eine wichtige deutsche – zum Teil auch europäische – Sondersituation hinzuweisen: neben den *Women's Studies* existieren praktisch keine Studiengänge, die gesellschaftliche Differenzen mit emanzipatorischem Anspruch aus der Perspektive der Subordinierten betrachten. Während in den USA, Großbritannien oder Skandinavien *Ethnic-, Black-, Postcolonial-, Asian-American-, Hispanic-American-, Gay-, Les-*

5 Wobei hier die Frage wäre, welche Frauen über diese knappen Ressourcen verfügen konnten. Waren bzw. sind es insbesondere privilegierte Frauen? Würde sich dies durch die Umwandlung in *Difference Studies* ändern? Außerdem ist die Kategorie Gender natürlich nicht mit der Kategorie Frau synonym zu setzen, sondern betrifft auch Maskulinitäten, Sexualitäten und Transidentitäten.

bian-, Transgender- und Disability Studies die Interessen diskriminierter Gruppen von ihrem Standpunkt aus reflektieren, haben sich die deutschen Akademien solchen Forschungsfeldern ebenso lange verschlossen, wie sie auf der institutionellen Ebene keine Anlaufstellen für Diskriminierungen jenseits von ‚Frauenbeauftragten‘ und ‚Behindertenbeauftragten‘ bereitstellten.⁶ Die Gender Studies stehen also, soweit sie sich Fragestellungen von Diversität, Intersektionalität oder Interdependenz bewusst sind, in dem schwierigen Spannungsverhältnis, die politischen und epistemologischen Konflikte *in sich* ansprechen zu müssen, statt sie – wie in angloamerikanischen Zusammenhängen – auch zwischen den ‚Disziplinen‘ austragen zu können.⁷ Vielleicht ermöglicht aber gerade diese historische Situation, Gender als interdependente Kategorie zu fassen. Statt einer Umbenennung in *Difference Studies* würde dies allerdings auch institutionell eine konsequente Überprüfung der eigenen Inhalte, Personalpolitik und Visionen bedeuten.

3. Theoretische Verortungen und Perspektiven der Beiträge

Wir begreifen unsere Publikation als gesellschaftskritisches Projekt, das die Themen Interdependenz, Diversität und Heterogenität stets in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Dominanzverhältnissen reflektiert. Dies bedeutet neben dem Nachdenken über Gender als interdependente Kategorie auch eine selbstkritische Reflexion von Weißsein, Männlichkeit, Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit, die Zugehörigkeit zu einer gehobenen sozialen Schicht, einer privilegierten Altersstufe oder normgerechter Befähigung (*ability/disability*).

Wie bereits deutlich wurde, positionieren wir uns gegen Versionen von wettbewerbsorientierten *Diversity-Management*-Ansätzen, innerhalb derer Fragen der Gerechtigkeit und Chancengleichheit nicht mehr gestellt werden.

6 Dies beginnt sich allerdings langsam zu ändern, da im Zuge der Verabschiedung des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes (AGG) im August 2006 eine Antidiskriminierungsstelle des Bundes (ADS) eingerichtet wurde. Auch Institutionen, wie bspw. Universitäten, haben bereits solche Anlaufpunkte etabliert. Die Aufgabe der ADS ist es, auf Anfragen von Betroffenen, Verbänden, Arbeitgebern und aus der Wissenschaft zu reagieren sowie dem Bundestag regelmäßig Bericht zu erstatten.

7 Dies bedeutet allerdings nicht, dass *Women's* und *Gender Studies*, gerade in den USA, sich der Debatten über Rassismus in den eigenen Reihen aufgrund dieser ‚Arbeitsteilung‘ einfach entledigen konnten. Diese Diskussionen werden weiterhin intensiv geführt, wie u.a. am Beispiel der anhaltenden Debatten und Widerstände hinsichtlich der Notwendigkeit einer *Anti-White Supremacy Taskforce* (AWSTF) unter dem Dach der nationalen Organisation NWSA (National Women's Studies Association) deutlich wird. Die AWSTF wurde erst 1999 auf Drängen von *Women of Color* etabliert.

Als problematisch sehen wir ferner die Ausblendung von Machtverhältnissen an, die durch die Reduktion von gesellschaftlicher Ungleichheit oder Marginalisierung auf ‚Klischees‘ oder ‚kulturelle Fragen‘ entsteht. Mit anderen Kritiker_innen der *Migration-*, *Race-* und *Ethnic Studies* teilen wir die Reserve gegenüber naturalisierten Vorstellungen von ‚Rasse‘, Ethnizität und Kultur. Des Weiteren erachten wir es als problematisch, wenn die angebliche Realexistenz von Ethnizität oder ‚Rasse‘ als Anlass von vorurteilsbeladenem ‚Umgang mit dem Fremden‘ interpretiert wird, womit materielle und rechtliche Ungleichheiten sowie strukturelle Gewalt ausgeblendet werden.

Zu einer gesellschaftskritischen Perspektive gehört für uns auch, die akademische Debatte über den Zusammenhang von Gender mit anderen sozialen Kategorien nicht von ihren politischen Genealogien zu entkoppeln. Denn erste kritische Impulse und Theorieentwicklungen zu Interdependenzen entstanden vor allem im Kontext der neuen Frauenbewegungen der 1970er Jahre durch politische Interventionen von Lesben, Afrodeutschen Frauen, Migrantinnen, Jüdinnen oder Frauen mit Behinderungen.

Sie sahen sich in vielen politischen Forderungen und Analysen des feministischen Mainstreams nicht repräsentiert und kritisierten seine Praxis, ihre durchaus partikularen Interessen im Namen ‚der Frau‘ vorzutragen (vgl. Beitrag Walgenbach). Sie setzten einen Begriff von Frau voraus und subsumierten andere marginalisierte Erfahrungen von Weiblichkeit unter anderen Differenzkategorien, womit sie die Figur der weißen Mittelschichtfrau universalisierten. Begriffe wie ‚Doppeldiskriminierung‘ oder ‚Mehrfachunterdrückung‘ entstanden vor dem Hintergrund dieser Kritik.

Neben den politischen Verortungen unseres Publikationsprojekts wollen wir ebenfalls unsere theoretischen Positionierungen transparent machen, da Theorieentscheidungen Inhalte und Reichweite der Produktion von Wissen prägen. Als „Zwerg_innen auf den Schultern von Ries_innen“ beziehen sich unsere Beiträge vor allem auf Theorien, die im angloamerikanischen, skandinavischen und französischen Raum entstanden sind und sowohl auf lokale wie auf migrantische Denktraditionen zurückgreifen. Zur ersten Orientierung seien hier nur einige genannt: feministischer Dekonstruktivismus, Postkoloniale Theorien, *Gay-*, *Lesbian-*, *Trans-* und *Queer-Theories*, *Critical Race Studies* (vor allem afrodeutsche und afroamerikanische Theorien sowie *Critical Whiteness Studies*), *Disability Studies* sowie kritische Theorien aus Sprachwissenschaften, Soziologie und feministischer Naturwissenschaftsforschung.

Es liegt uns fern zu behaupten, dass wir für diese gewaltigen kritischen Programme Synthesen anzubieten hätten. Unser Anspruch ist sowohl bescheidener wie auch grundsätzlicher. Wir möchten anhand exemplarischer Gegenstandsbereiche die Möglichkeiten erkunden, ‚Gender als interdependente Kategorie‘ zu konzeptualisieren. Die Tatsache, dass unsere Perspektiven dabei von unterschiedlichen Fachdisziplinen beeinflusst sind (Amerika-

nistik, Linguistik, Biologie, Kulturwissenschaft, Erziehungswissenschaften, Soziologie), sehen wir dabei als Bereicherung des Publikationsprojekts an.

Neben den genannten politischen, theoretischen und (trans-)disziplinären Verortungen sind unsere Beiträge geprägt und informiert von dem geopolitischen und historischen Kontext, in dem wir leben und arbeiten. Das Wissen, das wir produzieren, sehen wir deshalb als ‚situiertes‘ und ‚partikulares‘ Wissen an (vgl. Haraway). Reflexionen der *Gender Studies* aus dem afrikanischen Kontext könnten z.B. ganz andere soziale Kategorien, Marginalisierungen und Normierungen in den Vordergrund stellen als wir es in unseren Beiträgen getan haben.⁸ Eine Perspektive, welche die Situietheit von Wissen herausstellt, distanziert sich zum einen von der Universalisierung des eigenen Standpunkts und zieht zum anderen die Möglichkeit in Betracht, aufgrund eigener Privilegierung wichtige Analyseaspekte ausgeblendet zu haben (siehe Beiträge von Hornscheidt und Walgenbach).

Das vorliegende Publikationsprojekt entstand aus der gemeinsamen Vorbereitung des Kolloquiums ‚Geschlecht als interdependente Kategorie‘ vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin im November 2005.⁹ Dieses Kolloquium bildete nur einen Ausschnitt mehrjähriger Diskussionen im *Gender-Studies*-Studiengang der Humboldt-Universität zu dieser Problematik, an dem neben den Autorinnen dieses Bandes viele andere produktiven Anteil hatten. In zahlreichen Tagungen, Kolloquien, Lehrveranstaltungen, Tutorien und *Team-Teachings* treiben Mitarbeiter_innen, Lehrbeauftragte, Doktorand_innen und Studierende die Debatte über den interdependenten Charakter der Kategorie Gender in unterschiedlichen Fachdisziplinen sowie fächerübergreifend voran.¹⁰

8 In den vergangenen Jahren hat sich das Forschungsgebiet der *African Gender Studies* formiert, das vor allem die Übertragung ‚westlicher‘, insbesondere angloamerikanischer Gender-Theorien, auf den afrikanischen Kontext problematisiert und kritisch hinterfragt. Vgl. z.B. Nnaemeka 1998, Arndt 2000, Oyewumi 2004, Adomako Ampofo et al. 2004 und Oyewumi 2005. Ähnliche Debatten werden auch im lateinamerikanischen und asiatischen Raum geführt.

9 Neben den Autorinnen dieses Bandes gehörten zu den Referentinnen: Prof. Patricia Hill Collins (University of Maryland), Prof. Birgit Rommelspacher (ASFH Berlin), Prof. Ilse Lenz (Universität Bochum), Daniela Hrzán (Humboldt-Universität).

10 Im Folgenden werden einige dieser Aktivitäten angeführt, was keineswegs nahe legen soll, dass ähnliche Debatten nicht auch an anderen Orten geführt werden. Uns geht es vielmehr um die *Verortung* unseres Projekts in einer lebendigen Tradition des Nachdenkens über Interdependenzen an der Humboldt-Universität zu Berlin. Aktuelle Beispiele für diese Tradition sind: die internationale Konferenz „De/Konstruktionen von Okzidentalismus: Eine geschlechterkritische Intervention in die Herstellung des Eigenen am Anderen“ im Juni 2007 sowie die Gründung der AG „Intersektionalität“ im Rahmen des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ (Mitglieder: Claudia Brunner, Elahe Haschemi Yekani, Daniela Hrzán, Jana Husmann-Kastein, Carsten Junker, Karolina Krasuska, Beatrice Michaelis, Simon Strick). Zu den Aktivitäten der AG gehörten z.B. die Organisation eines *Intersectionality*-Panels auf der 6th *European Gender Research Conference* an der Universität Łódź im September 2006 sowie die Podiumsdiskussion *Doing Intersectionality*.

Bei diesen Aktivitäten ist insbesondere das Engagement von Schwarzen Lehrbeauftragten und Migrant_innen hervorzuheben, die ihre Positionen und kritischen Interventionen meist aus einer finanziell und institutionell marginalisierten Position heraus entwickeln. Richtungsweisend sind auch die Einflüsse der Gender-Student_innen für die oben angeführten Debatten und Projekte, denn sie sind im *Gender-Studies*-Studiengang maßgebliche Akteur_innen und Theorieproduzent_innen. Ihnen kommt die zugleich schwierige wie produktive Aufgabe zu, die unterschiedlichen Perspektiven der Lehrenden – bzgl. Fachdisziplinen oder des Fokus auf spezifische Dominanzverhältnisse – in ihren Köpfen zusammenzusetzen und damit das transdisziplinäre und interdependente Projekt des *Gender-Studies*-Studiengangs der Humboldt-Universität gleichzeitig zu verhandeln und zu verkörpern.

Die vorliegende Publikation ist kein herkömmlicher Sammelband, sondern versteht sich als kollektives Projekt, dessen einzelne Interventionen miteinander verbunden sind und durch die intensiven gemeinsamen Diskussionen und Erarbeitungen eines jeden Beitrags von den verschiedenen kritischen Perspektiven profitiert.¹¹ Wir haben die einzelnen Artikel mit Autorinnenamen ausgewiesen, um eine Vielfalt von disziplinären und persönlichen Zugängen zu repräsentieren und interne Widersprüche zu ermöglichen. Die letztendliche Verantwortung für die Einarbeitung von Kritik lag jeweils bei den konkreten Autorinnen.

Theorizing Practice – Practicing Theory (mit María do Mar Castro Varela, Nikita Dhawan und Hanna Hacker) im Juni 2006. Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis organisierten zudem im Juni 2004 die internationale Konferenz *Queering the Humanities* (u.a. mit Judith Halberstam, Robert Reid-Pharr, Alan Sinfield, Annette Schlichter, Stefanie von Schnurbein und Stephen Whittle); Weitere Beispiele sind das öffentliche virtuelle Seminar „Interdependenzen – Geschlecht, Ethnizität und Klasse“ im Sommersemester 2006 durchgeführt von Katharina Walgenbach, Maisha Maureen Eggers und Telse S. Grohs (mit Regine Gildemeister, Encarnación Gutiérrez Rodríguez u. Birgit Rommelspacher); das Projektseminar „*Female Genital Cutting*“ im Sommersemester 2004, in dessen Rahmen eine Spezialausgabe des ZtG-Bulletins erarbeitet wurde; das Projektseminar „*Critical Whiteness* und *Black History*. Macht und Widerstand“ von Aretha Schwarzbach-Apithy, Juliane Strohschein, Cornelia Rothkegel und Patrizia Redzewsky im Wintersemester 2003/2004. Darüber hinaus wurden Werkstattgespräche organisiert, bei denen es um die Umsetzung interdependenter Perspektiven in der Lehre der *Gender Studies* an der Humboldt-Universität ging (an deren Durchführung waren neben den Autorinnen auch Ilona Pache, Daniela Hrzán, Grada Kilomba, Aretha Schwarzbach-Apithy und Tina Campt beteiligt). Institutionell führten diese Diskussionen zu einer Quotierung von Lehraufträgen für Dozent_innen, die von rassistischer Diskriminierung betroffen sind. Wichtig war die Debatte über Interdependenzen ebenfalls für die Konzeptualisierung der Curricula der BA und MA *Gender Studies* Studiengänge. Aus dem Grundverständnis von *Gender Studies* ergibt sich hier, dass Interdependenzen als integraler Bestandteil von Gender nicht nur in allen Modulen verankert sind, sondern Interdependenz als Konzept auch in einem eigenen Modul zum Thema und damit kritisch und umfassend reflektiert wird (URLs zu den Projekten und Aktivitäten siehe gemeinsames Literaturverzeichnis).

- 11 Neben den Autorinnen des Bandes ist für die intensive gemeinsame Diskussion an dem Band und seine Idee und Konzeption Daniela Hrzán zu nennen.

4. Begriffe und Begriffspolitiken

Dem Autorinnenkollektiv dieses Bandes ist es ein zentrales Anliegen, die politischen Traditionen der hier bearbeiteten Fragestellungen sowohl in ihrer Herkunft zu würdigen wie auch als Auftrag zu verstehen, sie bei der Diskussion und Entwicklung von Konzepten in Bezug auf Interdependenzen oder Intersektionalität produktiv zu machen. Daraus ergeben sich auch bestimmte Begriffspolitiken und Kategorienfragen, die im Folgenden transparent gemacht werden sollen. Das konfrontiert uns allerdings mit strukturellen Problemen, die sich aus einer intersektionalen bzw. interdependenten Perspektive ergeben (vgl. Beitrag Walgenbach). Zunächst stellen sich Probleme der *Repräsentation*: Welche Kategorien werden definiert und welche bleiben unerwähnt? Ein weiteres Problem ist das der *Gewichtung*: Welche Kategorien werden zuerst definiert? Welcher Kontext legt welche Kategorien als ‚dominant‘ und welche als ‚marginal‘ nahe? Ein drittes Problem betrifft die *Epistemologie* und teilt sich in zwei Bereiche. Zum einen: Können Kategorien überhaupt für sich definiert werden, oder müssen sie nicht schon im Definitionsprozess intersektional bzw. interdependent perspektiviert werden? Zum zweiten: benötigen Definitionen nicht immer auch ein jeweilig ‚konstitutives Außen‘ und produzieren insofern durch die Arbeit des Definierens selbst unerwünschte Ausgrenzungen?

Trotz dieser Dilemmata haben wir uns entschieden, heuristische Begriffsfelder und Kategorierahmen zu kartieren, um einen politischen und epistemologischen Handlungsraum abzustecken. Das kann natürlich immer nur exemplarisch geschehen. Deshalb konzentrieren wir uns im Folgenden auf jene soziale Kategorien, die in unseren Beiträgen einen besonderen Stellenwert einnehmen: Gender, Sexualität/Queer, Ethnizität, ‚Rasse‘, Nation/ Citizenship und Behinderung. Die Diskussion und Herleitung dieser Begriffe hat lediglich *exemplarischen* Charakter. Mit dieser Vorgehensweise verbinden wir auch die Hoffnung, Orientierungen und Anschlüsse für weitere reflektierende Begriffsarbeiten zu offerieren.

Mit dem Begriff *Gender* soll hervorgehoben werden, dass Vorstellungen von Geschlecht Ergebnis gesellschaftlicher Bedeutungszuweisungen sind. Der Vorteil des aus dem englischen entlehnten Begriffs *Gender* besteht darin, dass er weniger mehrdeutig angelegt ist als der deutsche Terminus ‚Geschlecht‘.¹² Die im Englischen gemachte Unterscheidung zwischen *sex* (biologischem Geschlecht) und *gender* (sozialem Geschlecht) ist auch in den deutschsprachigen *Gender Studies* adaptiert worden und wird bis heute häufig in diesen Begriffsbedeutungen benutzt. Sie wurde aber spätestens seit den 1990er Jahren vom dekonstruktivistischen Feminismus kritisiert, da eine solche Verwen-

12 Im Deutschen bezeichnet Geschlecht zugleich Abstammung (Genus), Biologie (Hormone, Geschlechtsorgane, Gene) und Geschlechtsidentität (soziale Dimensionen).

derung von ‚sex‘ die Gefahr in sich birgt, *ein* biologisches Geschlecht zu essentialisieren und seine diskursive Verfasstheit zu übersehen. Mit der Großschreibung des aus dem Englischen entlehnten Begriffs rekurrieren wir auf diese Kritik an einer vergegenständlichten *sex-gender*-Dichotomie und verwenden daher den Begriff Gender in Großschreibung und damit ‚eingedeutscht‘, um unsere Verortung in dieser Tradition deutlich zu machen.

Mit der Begrifflichkeit Gender wird auch zum Thema, dass es gegenderte Existenzen gibt, wie z.B. Intersexuelle oder *Transgender People*, die in dem dichotomen Zwangssystem keinen anerkannten und begrifflich markierten Ort haben. Um diese Leerstelle zu symbolisieren, werden in unseren Beiträgen geschlechtliche Benennungen mit einem Unterstrich ausgewiesen.¹³ Auf diese Weise soll ebenfalls herausgestellt werden, dass die ‚Leerstelle‘ Geschlecht von unterschiedlichen Dominanzverhältnissen, Machtpraktiken und Diskursen erst gefüllt wird.¹⁴

Analog zu unserem Verständnis von Gender begreifen wir auch ‚Rasse‘ als Ergebnis gesellschaftlicher Bedeutungszuweisung und insofern eine ‚soziale Konstruktion‘. Um dies herauszustreichen, setzen wir den Terminus ‚Rasse‘ in unseren Beiträgen in Anführungsstrichen. Damit möchten wir einer wirkmächtigen Diskurstradition in Deutschland entgegenzutreten, die ‚Rasse‘ als biologisch vorgegebene Kategorie präsentiert.¹⁵ Unseres Erachtens lässt sich die Konstruktion von ‚Rassen‘ nur historisch erklären: sie diene der Legitimation von Sklaverei, Kolonialismus und rassistischer Segregation. Auch gegenwärtig soll die Relevanzsetzung willkürlicher Merkmale wie Pigmentierung soziale Hierarchien legitimieren.

Im Moment scheint der Begriff Ethnizität den der ‚Rasse‘ abzulösen. Während der ‚Rasse‘-Begriff eher biologische Konnotationen vereint, bezieht sich der Ethnizitäts-Begriff eher auf kulturelle Faktoren. Eine Vielzahl von Kritiker_innen haben allerdings darauf hingewiesen, dass die fatalen Charakteristika des ‚Rasse‘-Konzepts lediglich auf eine neue Ebene transformiert werden: nun erscheinen Angehörige ethnischer Gruppen überhistorisch als *fundamental* verschieden und es wird konstatiert, dass diese angeblich nicht

13 vgl. Herrmann 2005.

14 Ausführlicher hierzu Hornscheidt in diesem Band.

15 Während die konstruktivistisch ausgerichtete Epistemologie herausstreicht, dass das Wissen über ‚Rasse‘ nicht einfach von der Natur abgelesen werden kann, sondern auf einer Interpretationsleistung sozialer und kultureller Subjekte beruht, kommt es auch auf einer völlig anderen nichtkonstruktivistisch argumentierenden Reflexionsebene, der Biologie, zu Destabilisierungen des ehemaligen biologischen Rassekonzeptes. Eigentlich schon seit 1900, aber dann verstärkt seit 1945 wird auch auf dieser essentialistischen Ebene naturwissenschaftlicher Naturbestimmung in der Biologie im Zuge neuerer Theorieentwicklungen der Genetik und Populationsbiologie keine wissenschaftliche Grundlage mehr gesehen, Menschenrassen zu konzeptualisieren. (vgl. z.B. Informationen des Verbandes deutscher Biologen e.V., Ausgabe 5/1996: Erläuterungen zur Stellungnahme eines UNESCO-Workshops: Vielfalt der Menschen – aber keine Rassen! S. 70-72).

ohne Konflikte zusammen an einem Ort leben könnten (Balibar 1989; s. auch Scherschel 2006; Arndt/Hornscheidt 2004, 124ff.).

Der Begriff Ethnizität kann also Dominanzverhältnisse und hegemoniale Dynamiken verdecken, indem Machtungleichheiten und historische Entwicklungen begrifflich neutralisiert werden. Es ist jedoch immer wichtig, die konkrete Verwendung des Begriffs zu betrachten. So kann er für den deutschen Kontext in bestimmten Verwendungen den Vorteil haben, dass er – kritisch erweitert um Staatsbürgerschaft – die Lebensrealitäten von nichtschwarzen Migrant*innen mit berücksichtigt. Eine ähnliche Naturalisierung hat in der Nachfolge von Huntingtons ‚Kampf der Kulturen‘ der Begriff ‚Kultur‘ erfahren.

Wichtig für unsere Beiträge ist ebenfalls die Kategorie Sexualität. Wir gehen davon aus, dass Sexualität als Machtkategorie unsere (westlich-europäische) Gesellschaft elementar materiell, politisch, kulturell und sozial strukturiert. Damit ist z.B. gemeint, dass Homosexualität in der westlichen Moderne lange als das Andere bzw. Anormale markiert worden ist, womit Heterosexualität zur Norm erhoben wurde.¹⁶ Heterosexualität ist aber auch fundamental mit dem Zwang zur Zweigeschlechtlichkeit verbunden, da sich das Begehren immer auf das jeweils andere Geschlecht richten soll. Folglich organisiert die Kategorie Sexualität ebenfalls die Geschlechterverhältnisse: ohne Zwangsheterosexualität, Heteronormativität und erzwungene Zweigeschlechtlichkeit würde z.B. die genderspezifische Arbeitsteilung keinen Sinn machen. Dies zeigt, dass Sexualität soziale Institutionen strukturiert und nicht auf sexuelle Orientierung oder Identitäten reduzierbar ist.

Über die Unterscheidung Homosexualität versus Heterosexualität hinaus geht der Begriff *queer*, welcher insbesondere in dem Beitrag von Dietze, Haschemi Yekani und Michaelis diskutiert wird. Der englische Terminus *queer* meint wörtlich ‚schräg‘ oder ‚seltsam‘ und hatte bzw. hat im englischsprachigen Raum noch immer breite Verwendung als abwertende Appellation für Homosexuelle. In Aktivismus und Theorie erfolgt seit Anfang der 1990er Jahre eine Resignifikation dieses negativ konnotierten Begriffs. Die Bezeichnung *queer* ist dabei nicht ausschließlich als Kurzform für ‚schwul/lesbisch‘ zu verstehen, vielmehr interveniert der Begriff in klare Dichotomien von Homo- und Heterosexualität und verweist auch auf andere marginalisierte Positionen von Sexualität und Gender, darunter Transgender, Transsexualität oder Intersexualität. Damit werden auch Normalisierungsvorgänge und die

16 Hier finden momentan bestimmte Verschiebungen statt, beispielsweise durch die rechtlichen Verankerungen von Lebenspartnerschaftsgesetzen in vielen westeuropäischen Staaten, die gewisse Formen von Homosexualität in die soziale Norm inkludieren und damit neue Ausschlüsse in Bezug auf Sexualität und Gender schaffen.

vermeintliche Kohärenz von Heteronormativität in Frage gestellt.¹⁷ Queer sollte demnach eher als Prozess im Sinne eines ‚queeren/queerings‘ von etwas verstanden werden und weniger als ein Identitätslabel. Queere Interventionen stehen somit für die Aufdeckung multipler Begehrkonstellationen jenseits der Binarismen homo/hetero und Mann/Frau.

Als letzten exemplarischen Begriff möchten wir *Behinderung* als Effekt gesellschaftlicher Bedeutungszuweisung herausstellen. Mit dieser Perspektive grenzen wir uns von medizinischen Definitionen ab, die Behinderung als körperliche, psychische oder kognitive Devianz einer gesellschaftlichen Norm konzeptualisieren. Ein solches medizinisch-therapeutisches Paradigma begreift Behinderung als individuelles Problem, dem man mit Prävention, Therapie, Förderung und Rehabilitation entgegensteuern müsse. Im Sinne der *Disability Studies* begreifen wir Behinderung hingegen als soziales und kulturelles Produkt. Damit sind gesellschaftliche Ausgrenzungsprozesse und Barrieren gemeint, die eine gesellschaftliche Partizipation behindern. Aus einer (de-)konstruktivistischen Perspektive sind als behindert markierte Körper keine natürlichen bzw. vorkulturellen Gegebenheiten. Behinderung wird vielmehr als kulturelles Deutungsmuster gefasst, das historisch, kulturell, politisch und sozial hergestellt wird. In westlichen Industriegesellschaften basiert dieses Deutungsmuster zudem auf einer dichotomen und hierarchischen Unterscheidung zwischen ‚normalen‘ und ‚anormalen‘ Körpern. Unser Verständnis von Behinderung fokussiert demnach weniger ‚Schädigungen‘, ‚Beeinträchtigungen‘ oder ‚Funktionsstörungen‘, sondern Prozesse der Kategorisierung und Normalisierung. Dazu gehört auch, die Konstruktionsprozesse und Privilegierungen des ‚normalen Körpers‘ kritisch zu hinterfragen (vgl. Hermes 2006; Waldschmidt 2005; Raab 2007; Rösner 2002).

5. Übersicht der Beiträge

Der Beitrag von *Katharina Walgenbach* führt in die Debatten über Intersektionalität bzw. Interdependenzen ein und stellt die politischen Kontexte heraus, in der diese entstanden sind. Ihr besonderer Fokus liegt dabei auf politische Interventionen von Frauenbewegungen in der BRD, womit sie angloamerikanische Genealogien des Intersektionalitätsansatzes ergänzen will. Des Weiteren widmet sich Walgenbach der Frage nach Gewichtungen sozialer Kategorien, wenn eine intersektionale bzw. interdependente Perspektive eingenommen wird: welche Kategorien werden relevant gesetzt, welche er-

17 Siehe auch den Eintrag zum Begriff „Queer Theory“ von Haschemi Yekani und Michaelis am 2. Mai 2007 im Gender@Wiki:
<http://www.genderwiki.de/index.php/Queer>